

MARION PERKO

VEGA

DER WIND IN MEINEN
HÄNDEN

Insel



Bitte schreiben Sie uns
Ihre Meinung per E-Mail an
leseexemplar@suhrkamp.de
oder per Post an den
Suhrkamp Verlag, Torstraße 44,
10119 Berlin

Sie sind damit einverstanden,
dass Ihre Meinung ggf. zitiert wird.

Leseexemplar
Bitte keine Rezensionen vor dem 13.08.2022

Deutschland 2052: Die Menschen leiden unter heißen, trockenen Sommern. Um die Wasserknappheit zu lindern, arbeitet Vega als Wettermacherin – sie beeinflusst die Wolken und lässt es regnen. Doch sie hütet ein Geheimnis: Anders als ihre Kollegen benutzt sie dazu keine Chemikalien und Drohnen. Denn Vega kann Wind und Regen mit der Kraft ihrer Gedanken rufen.

Als bei einem rätselhaften Wetterunfall Kinder verletzt werden, verschwindet Vegas Partner Esper spurlos. Vega wird zur Zielscheibe und taucht unter. Aber wie soll sie ihre Unschuld beweisen, wenn niemand von ihrer Gabe erfahren darf?

Hilfe erhält sie unerwartet von Leo, einem jungen Wissenschaftler, der das Wesen von Stürmen erforscht. Während sie sich gemeinsam auf die Suche nach den tatsächlichen Schuldigen machen – und nach Esper –, wird die Stadt von heftigen Gewitterstürmen heimgesucht, die keinen natürlichen Ursprung haben. Vega sieht sich einem neuen, viel mächtigeren Gegner gegenüber. Immer tiefer geraten Vega und Leo in ein Netz aus einflussreichen Umweltbehörden, Aktivisten und Konzernen, und Vega begreift: Sie muss die wahre Natur ihrer Gabe verstehen, um die zu retten, die sie liebt.

Marion Perko macht gern dort Urlaub, wo das Wetter rau ist und der Wind stürmisch. Wenn die Wolken über den Himmel jagen und immer neue Bilder aus Licht und Schatten auf die Landschaft malen, ist sie am liebsten draußen und lässt sich zu neuen Geschichten inspirieren. Marion Perko arbeitete zehn Jahre in verschiedenen Verlagen, bevor sie sich als Autorin, Lektorin und Schreibcoach selbstständig machte. Online ist sie unter www.marion-perko.de oder auf Instagram als @marion.perko zu finden.

Vega – Der Sturm in meinem Herzen, Band 2 der großen Klima-Saga, erscheint im Frühjahr 2023.

MARION PERKO

VEGA

DER WIND IN MEINEN
HÄNDEN

Band 1

Insel Verlag

Ich weiß noch, wie ich mich aufs Dach schlich, jeden Abend vor dem Schlafengehen und manchmal lange danach. Dort saß ich dann und sah dem Wetter zu. Meine Augen folgten den Wolken, während sie über den Himmel zogen, betrachteten den Regen, wenn er heftig und schwer am Horizont herabstürzte. Ich stellte mich in den Sturm, ohne Angst, voller Zutrauen – denn ich kannte ihn. Ich kannte den Sturm, so wie ich den Schnee kannte und den Nebel und die Wolkensäulen, die hoch in den Himmel stiegen und als Gewitter niedergingen. Sie alle kannte ich, als wären sie meine Geschwister.

Ich wusste immer, wie das Wetter werden würde. Lange bevor ich die Zeichen deuten konnte – die Formen und Farben der Wolken, die Wärme und Stärke des Windes –, spürte ich, ob es Regen geben oder die Sonne scheinen würde. Ich fühlte es in meinen Knochen, tief in meinem Bauch, bis in die Spitzen meiner Finger. Nur den Sturm, der die Welt verändern würde, den sah ich nicht kommen.

1

Mir rinnt eine Schweißperle über die Schläfe und ich wische sie am kurzen Ärmel meiner Bluse ab. Nicht einmal die Klimaanlage des Busses richtet etwas gegen die brütende Hitze aus, die draußen herrscht. Ich fächle mir Luft zu und Esper lächelt mich flüchtig an. Wir sind gleich da, soll das heißen, gleich kommen wir hier raus. Er streckt die Hand aus und schiebt mir eine Strähne hinters Ohr. Ich kann seinen Blick, diese Sorge darin, gerade nicht gebrauchen, also blicke ich an ihm vorbei zum Fenster und lasse die Wohnblocks und verdorrten Rasenflächen an mir vorüberziehen, ohne viel davon wahrzunehmen.

Fast unmerklich wird es grüner. Hohe Bäume mit ausladenden Kronen werfen Schatten, hier und da wachsen ein paar Lavendelsträucher und spärliche Oleanderbüsche. Hecken ziehen sich an der Straße entlang und durch die Lüftung des Busses weht ein Hauch von Rosmarin herein. Diesmal ist Espers Lächeln amüsiert, als ich mich aufrechter hinsetze, aber ich gehe nicht darauf ein. Ich bin zu sehr damit beschäftigt, das Grün in den Gärten aufzusaugen und für die Tage zu verwahren, an denen uns kein Auftrag aus der Stadt hinausführt. Pflanzen wachsen schlecht in der Stadt. Menschen auch.

Zehn Minuten später sind wir die letzten Passagiere. Der Bus spuckt uns an der Endstation aus – weiter hinaus aufs

Land fährt er nicht. Wohin auch? Es gibt jenseits der Stadt nichts mehr, keine Siedlungen, keine Menschen. Wer zur Wartung der riesigen Landmaschinen auf die Äcker muss, hat sein eigenes EUV.

Esper wirft einen Blick in die Navi-App auf seinem Unice.

»Da lang«, sagt er, schultert den Koffer mit den beiden Drohnen und stapft los.

Ich rücke meine Brille zurecht, wechsele die Tasche mit dem Ordner voller Blankopapier, dem Tablet, der Thermoskanne und der Schokolade auf die andere Schulter und folge ihm. Ordner mit Papier, echt. Als würde heute noch irgendwer mit Papier arbeiten. Doch Esper besteht darauf, er meint, es vervollständigt meine Verkleidung. Und es würde die Leute, die vor der Krise geboren wurden, von unserer Seriosität überzeugen.

Seriös, das ist das Stichwort. Deswegen schleiche ich hier auch mit dieser spießigen Bluse und einer Brille mit Fensterglas herum. Deswegen halte ich mich immer im Hintergrund und versuche, so überzeugend wie möglich Espers Assistentin zu spielen. Ha.

Aber eine Assistentin darf jung sein. Eine Operative nicht.

Auf der Suche nach dem Eingang der Kleingartensiedlung, für die wir heute gebucht sind, laufen wir an einer Baumschule vorbei. In Reih und Glied ragen Ginkgos und Silberlinden in den blauen Himmel. Dass es so was noch gibt! Aber klar, die Stadtverwaltung startet jedes Jahr wieder einen Versuch, die Plätze im Zentrum zu begrünen. Irgendwo müssen die jungen Bäume ja wachsen.

»Wie geht's dir?«, fragt Esper und betrachtet mich forschend. Eine blonde Strähne fällt ihm in die Stirn und lässt

ihn jünger wirken. Ich sage nichts dazu, denn ich mag diese weiche Seite an ihm, doch heute Abend muss ich ihm bestimmt die Haare schneiden. Unsere Kunden sollen gar nicht erst auf die Idee kommen zu fragen, ob er schon volljährig ist.

Ich zucke mit den Schultern. »Alles gut. Die Luft fühlt sich feuchter an.«

Das war nicht, was er gefragt hat, doch es entscheidet darüber, wie ich den Tag überstehe. Wir mussten den Termin heute um vierundzwanzig Stunden verschieben, weil ich mich vorgestern zu sehr verausgabt habe. Esper sagt immer, ich muss lernen, mit meiner Energie zu haushalten, aber er hat ja auch keine Ahnung, wie es ist, wenn du genau fühlst, dass das Wasser antwortet. Dass es sich sammelt und formt und aufsteigt und tut, was du von ihm willst. Da kannst du zwischendrin nicht einfach aufhören. Und am Ende ist mir ja auch nichts passiert.

Mein Blick fällt auf einen Transporter, der am Straßenrand parkt, direkt vor dem Eingang zur Baumschule und gleich neben dem Tor der Gartenanlage. Stöhnend bleibe ich stehen.

Esper dreht sich zu mir um und runzelt die Stirn. »Alles in Ordnung?«

Ich schüttle den Kopf und deute auf den Transporter. »Willem.«

Er grinst. »Super, da kann ich ihm ja endlich mal Hallo sagen.«

Ich remple ihn an. Das ist überhaupt nicht komisch. Ich hatte erst letzte Woche einen Zusammenstoß mit Willem, auf eine Wiederholung bin ich wirklich nicht scharf. Irgendwie schafft Esper es, dem Typ aus dem Weg zu gehen, aber auf mich hat er es aus unerklärlichen Gründen abgesehen.

Doch wir können es uns nicht leisten, den Auftrag sausen zu

lassen. Und abgesehen davon ist Willem garantiert der Letzte, vor dem ich wegrenne.

Esper legt den Arm um meine Schultern und drückt mir einen Kuss auf die Schläfe. »Dann lass uns loslegen. Vielleicht merkt er gar nicht, dass wir hier sind. Und wenn doch, kann ich dich heute ja beschützen.« Er zwinkert mir zu.

Ich schnaube, aber bevor ich antworten kann, öffnet sich knarrend das Tor, das zur Gartenanlage führt. Wir bringen etwas Abstand zwischen uns. Eine Frau und zwei Männer treten auf die Straße.

»Esper Lund?«, fragt die Frau. Sie ist vielleicht fünfzig, ein gutes Stück kleiner als ich und ziemlich füllig, doch das Auffälligste an ihr sind die rabenschwarzen, glänzenden Haare, die sie zu einem Zopf geflochten hat.

Esper setzt sein bestes Kundenlächeln auf. Mit ausgestreckter Hand geht er auf die Frau zu. »Genau der. Freut mich sehr, Sie kennenzulernen. Frau Wintorf, nehme ich an?«

Die Frau nickt. »Alma.« Sie schüttelt Espers Hand, dann deutet sie auf die beiden Männer, der eine etwa in ihrem Alter, der andere sicher zwanzig Jahre älter. »Das sind Yegor und Albert.«

Esper winkt mich an seine Seite. »Meine Assistentin Vega.«

Wir nicken und lächeln uns freundlich zu, dann bittet uns Alma in die Anlage. Sie erzählt Esper alles Mögliche zur Geschichte der Gärten, zu Größe und Anzahl der Parzellen und anderes unnützes Zeug, aber damit muss er sich jetzt rum-schlagen. Ich falle ein Stück zurück und fühle. Es ist ein glücklicher Ort, dafür braucht es keine Hellseherei, da reicht es, einzuatmen und hinzuhören. Ein paar Gärten weiter spielen Kinder, fröhliches Kreischen und Lachen unterbricht immer wieder die Stille, die über der Anlage liegt. Ein zarter Duft er-

füllt die Luft, süß und gleichzeitig ein wenig zitronig, und erst kann ich ihn nicht zuordnen, aber dann begreife ich, dass er von einer Kletterrose stammt, die an der Wand eines blau gestrichenen Gartenhäuschens hinaufkriecht und Dutzende strahlend gelber Blüten trägt. Ein ganzer Bienenschwarm summt um sie herum.

Rosen. Es muss sechs Jahre her sein, dass ich zuletzt welche gesehen habe, vielleicht sieben. Rosen kann man nicht essen und sie spenden keinen Schatten, deswegen gibt es sie in der Stadt nicht mehr. Doch jetzt, wo ich mich dabei ertappe, dass ich stehen geblieben bin und tief einatme, so als könnte ich den Duft in mir festhalten, ihn speichern wie Wärme in einer Mauer, frage ich mich, ob Überleben genug ist. Ob wir dem Leben überhaupt noch Raum lassen.

Neben dem blauen Häuschen kniet eine Frau an einem Gemüsebeet. Sie ist auf mich aufmerksam geworden. Mit einer Hand beschattet sie die Augen gegen die grelle Sonne, dann hellt sich ihr Gesicht auf und sie winkt mir zu. Von ihren Handschuhen bröckelt Erde.

Ich lächle. Normalerweise würde ich weitergehen, aber irgendetwas bringt mich dazu, auf die Ranken um die weißen Fensterrahmen zu deuten. »Die Rosen sind wunderschön.«

Verlegen wende ich mich ab, doch da ist sie schon aufgestanden und klopf sich Staub von den Knien.

»Warte«, sagt sie mit einer Stimme, der man anhört, dass sie gern lacht, und mir geht auf, dass sie jünger ist, als ich dachte. Sie zieht eine kleine Schere aus einem Holster an ihrem Gürtel, tritt unter den Rosenbusch, wählt eine Blüte aus und schneidet sie ab. Sie lächelt, als sie auf mich zukommt und mir die Rose über den Zaun entgegenhält. Die Fältchen um ihre Augen ha-

ben nichts mit den Furchen zu tun, die sich in die Gesichter der Stadtleute graben. Ich frage mich, wie es ist, hier draußen zu wohnen. Die Gartenanlagen, in denen Esper und ich bisher zu tun hatten, waren kleine Äcker, da gab es keine spielenden Kinder, keine Liegestühle unter knorrigen Obstbäumen wie neben dem blauen Häuschen und ganz sicher keine Rosen.

»Danke«, sage ich, als ich die gelbe Blüte annehme. Ich kann nicht anders, ich rieche daran, und der Duft ist so intensiv, dass ich kurz die Augen schließen muss.

Als ich sie wieder öffne, mustert mich die Frau. »Wir haben alle zusammengelegt, weißt du«, sagt sie leise und deutet mit dem Kinn auf die kleine Gruppe um Esper und Alma. »Seit Februar hat es nur zweimal geregnet, und das bisschen, was wir auffangen konnten, ist so gut wie aufgebraucht. Ihr werdet Erfolg haben, nicht wahr?«

Ihr Blick wandert zu Esper. Ich erkenne Hoffnung in ihren Augen, als sie ihn betrachtet. Esper kann das. Er gibt den Leuten das Gefühl, dass sie ihm vertrauen können. Wir wären längst nicht so gut gebucht, wenn sie wüssten, dass ihre Hoffnungen auf mir liegen. Doch das darf niemand erfahren, niemals.

»Ja«, antworte ich, während wir zusehen, wie Esper auf einem wackligen Holztisch den Koffer aufklappt und die Chem-Patronen sortiert. Sie sind nur Attrappe, aber sie gehören eben zur Ausstattung. Selbst wenn sie mit Seifenblasenwasser gefüllt wären, würde es keinen Unterschied machen – genau wie die Drohnen sollen sie nur von mir ablenken. »Wir werden Erfolg haben«, verspreche ich mit einem letzten Lächeln und winke der Frau zu.

Mit ein paar Schritten schließe ich zu Esper, Alma und den beiden Männern auf. Esper wirft mir einen genervten Blick zu, weil ich getrödelt habe und er noch eine Weile länger Small Talk betreiben musste, doch ich verziehe keine Miene. In aller Seelenruhe stelle ich mein Gepäck am Fuß des Tisches ab, während Esper von Luftdruck und Luftfeuchtigkeit schwafelt, als hätte er Ahnung. Ich ziehe einen kleinen schwarzen Kasten aus der Tasche, klemme mir das Tablet unter den Arm und verdrücke mich auf einen schmalen Pfad, der vom Hauptweg abzweigt. Solange mich Alma und die beiden Männer sehen können, halte ich das schwarze Kästchen in die Luft, als würde ich Messungen vornehmen, dann spare ich mir den Zirkus und suche mir ein ruhiges Plätzchen.

Das stellt sich als gar nicht so einfach heraus, denn kaum bin ich ein paar Meter gelaufen, höre ich Stimmen.

»... dort drüben, sehen Sie? Der komplette Ulmenbestand von hier bis zur Grundstücksgrenze hat gelitten.«

»Das geschieht leider zu oft, dass es beim Einsatz von atmoaktiven Substanzen zu unerwünschten Nebenwirkungen kommt.«

Die Frau auf der anderen Seite der Hecke – die Inhaberin der Baumschule, vermute ich – schnaubt. »So kann man das sagen. Haben Sie eine Ahnung, was hier schiefgegangen sein könnte?«

»Die häufigsten Unfälle passieren mit falsch dosierten oder verunreinigten Chemikalien.«

Ich habe ja versucht, nicht zu lauschen, aber Willem macht es mir schwer. Was erzählt er denn da? Nach Werbung für die Wettermacher klingt das nicht.

»Und Sie sagen, Sie hätten bei der PAO Beschwerde einge-

reicht?«, fragt er jetzt. Sein Tonfall zwischen Schleimerei und Arroganz jagt mir einen Schauer über den Rücken.

»Sobald das ganze Ausmaß sichtbar wurde«, bestätigt die Frau. »Aber die meinten da nur, der Zusammenhang zwischen der Wettermodifikation und der eingetretenen Schädigung sei nicht nachweisbar.«

»Typischer Fall. Die PAO kriegt den Markt nicht in den Griff und das will sie natürlich nicht zugeben. Es sind zu viele unregistrierte Agenturen unterwegs. Sie erinnern sich nicht zufällig daran, wen Sie engagiert hatten?«

Ich kann sein anbiederndes Grinsen fast durch die Hecke blitzen sehen, doch die Frau ist genauso irritiert wie ich.

»Wozu wollen Sie das wissen?«, fragt sie misstrauisch.

Das würde mich auch interessieren.

»Sie könnten sich mit Ihrer Beschwerde an die Gewerkschaft der Wettermacher wenden. Wenn Sie mir den Namen des Kollegen ...«

»Sie haben eine Gewerkschaft? Davon habe ich ja noch nie gehört.«

Da geht es ihr ganz genau wie mir. Was redet Willem da? Wieso braucht er so dringend den Namen? Bestimmt hat er sich wieder mit jemandem angelegt und will ihm jetzt eins auswaschen. Zuzutrauen ist Willem alles.

»Es ist eher so was wie ein Verbund, der Rücklagen für Fälle wie Ihren bildet«, schwadroniert er weiter. »Vielleicht haben Sie ja noch die entsprechenden Dokumente.«

»Hm, ja, vielleicht ...« Nach einer kleinen Pause fährt sie fort: »Wie wäre es, wenn ich einen Blick in meine Unterlagen werfe, und sobald Sie hier fertig sind, kommen Sie zu mir ins Büro, und wir trinken einen Kaffee?«

»Fünf Minuten, länger brauche ich nicht.« Willem klingt extrem zufrieden mit sich.

»Wunderbar«, zirpt die Frau, und ihre Schritte entfernen sich.

»Würg«, flüstere ich und lache in mich hinein, weil sich Willem verwirrt umblickt. Als er mich zwischen den Zweigen der Hecke entdeckt und sein Gesichtsausdruck schlagartig finster wird, sage ich: »Du bist dir echt für nichts zu schade, oder?«

Er biegt die Zweige etwas zur Seite, sodass ich in den vollen Genuss seines Anblicks komme. Er wirkt nicht im Geringsten verlegen, sondern selbstherrlich wie immer. »Lustig, dass das gerade von dir kommt. Die Sache neulich mit deinem angeblichen Kontakt ...«

»Wieso angeblich?«, stelle ich mich dumm, aber ich weiß natürlich, dass es keine Händlerin namens Rita gibt, die auf dem Schwarzmarkt Silberiodid anbietet, wie ich behauptet habe.

»Du hältst dich für ganz schlau, was?« Willem stellt sich näher an die Hecke und ist so empört, dass seine Spucke in Tröpfchen durch das Laub fliegt. »Deine Rita heißt Riva und ist Undercoveragentin der PAO. Fünf Stunden hat sie mich gegrillt!«

Ich verkneife mir ein Grinsen. Der Name war ausgedacht, ich hatte keine Ahnung, dass die Prüfstelle für atmosphärische Optimierung jetzt auch den Schwarzmarkt aufmischt. Normalerweise dürfen wir Wettermacher uns mit den Leuten von der PAO herumärgern. Doch die Geschichte erklärt, warum Willem heute besonders ätzend ist.

»Das tut mir echt leid für dich«, sage ich mit so viel falschem Mitleid in der Stimme, dass es Willem die Zornesröte ins Gesicht treibt, »aber ich muss dann auch mal.« Mit einem kleinen Winken drehe ich mich weg.

»Vega, eines Tages ...«, knurrt er hinter mir, doch das höre ich schon fast nicht mehr.

Auf der Suche nach einer ruhigen Ecke finde ich in einer Hecke eine schmale Lücke, durch die ich auf eine Streuobstwiese gelange. Es kommt mir vor, als würde ich aus der Wüste in eine Oase treten. Niedrige knorrige Bäume mit winzigen Äpfeln und Birnen an den Ästen beschatten Glockenblumen, Salbei und Minze. Durch die Zweige flirrt das Sonnenlicht und zaubert Goldflecken auf den Boden. Die Wiese wirkt wie aus einer anderen Zeit. Wie aus einem Märchen. Ich hätte nicht geglaubt, dass es so etwas noch gibt.

Mit einem Mal geben meine Knie nach. Einen Herzschlag lang bin ich nicht hier, am Stadtrand, unter einer unbarmherzigen Sonne, ich bin keine siebzehn, sondern fünf und renne mit den Schmetterlingen in unserem Garten um die Wette. Ich schummle ein bisschen, und sie wiegen sich in der leichten Brise, die ich rufe, damit sie nicht davonflattern. Stattdessen führen sie einen Tanz auf, rings um mich herum, und ich strecke die Arme in den Himmel und tanze mit ihnen.

Der Boden unter meinen Knien ist hart. Er ist so trocken, dass kein Moos wächst und das Gras nur spärlich. Um die Blüten von Thymian und Lavendel schwirren keine leuchtend bunten Schmetterlinge, sondern kleine braune Falter und dicke Hummeln, doch selbst sie sind so selten geworden, dass ihr Anblick das unwirkliche Gefühl verstärkt. Ich schüttle den Kopf und stemme mich mühsam auf die Füße. Für Erinnerungen ist keine Zeit, sie machen mich rührselig und das kann ich nicht gebrauchen. Ich muss meine Aufmerksamkeit auf das richten, was da ist, was real ist. Alles andere hat keine Bedeutung mehr.

Ich schließe die Augen und lausche, atme und fühle. Summen flutet meine Ohren, dahinter wieder das Kinderlachen und, viel, viel leiser, sodass ich eine Weile brauche, bis ich es zuordnen kann, das Rascheln winziger Beine im trockenen Gras. Staub und die scharfen ätherischen Öle der Kräuter liegen in der Luft, aber auch mehr Feuchtigkeit, als ich seit Wochen gespürt habe. Ein Windhauch, erzeugt von winzigen Flügeln, streift meine Haut.

Dann rufe ich. Wärme durchströmt mich, als sich mein Bewusstsein vorantastet, zu den Wäldern, wo es kühl und schattig ist und wo mehr, viel mehr Wasser gespeichert ist als in diesem Garten. Es dauert, bis das Wasser antwortet. Ich blende alles aus, was mich ablenken könnte, Stimmen, Geräusche, das Surren von Espers und Willems Drohnen. Mein Wille streckt sich, ich fühle die Energie fließen, aber dann halte ich inne. Es ist, als würden meine Sinne mit der Luft kollidieren. Ich versuche es erneut, mit ein bisschen mehr Nachdruck, und das Gefühl verschwindet.

Mit geschlossenen Augen stehe ich da und warte. Zeit vergeht mit jedem meiner Herzschläge. Meine Fingerspitzen kribbeln, genau wie meine Kopfhaut. Endlich spüre ich es. Wie eine Daunenfeder streicht die Luft über meine nackten Arme, hauchzart erst, dann deutlicher. Wind. Er hebt die Haare in meinem Nacken hoch, weht mir Strähnen ins Gesicht, aber noch immer schlage ich die Augen nicht auf. Ich warte, bis ich das Säuseln hören kann. Es wird lauter, wird zum Rauschen und jetzt zerrt der Wind an meinen Klamotten. Jedes andere Geräusch verstummt. Es ist, als seien die Insekten und Vögel erstaunt, dass sich die Luft bewegt, selbst von den spielenden Kindern ist nichts mehr zu hören.

Ich atme tief ein und öffne die Augen. Blinzelnd komme ich zurück ins Hier. Meine Arbeit ist getan, ich kann es fühlen. Nur noch ein bisschen Geduld und über der Gartenanlage wird es regnen, so ausgiebig wie seit Monaten nicht.

Meine Hände und Füße prickeln, und ich strecke den Arm aus, um mich an einem der niedrigen Stämme abzustützen. Jetzt bereue ich es, meine Tasche bei Esper und den Kunden gelassen zu haben, denn ein Schluck Tee und ein Stück Schokolade würden das wacklige Gefühl in meinen Beinen vertreiben. Oder besser eine ganze Tafel Schokolade.

Ich schüttle den Kopf, um die schwarzen Ränder um mein Blickfeld zu verscheuchen, und reibe mir über die Arme, um die Gänsehaut, so gut es geht, zu vertreiben. Mit staksigen Schritten bahne ich mir einen Weg durch die Hecke und zurück zu Esper, der unter Almas strenger Aufsicht mit der Fernbedienung der Drohne hantiert. Als er mich aus dem Augenwinkel wahrnimmt und mir einen schnellen Blick zuwirft, zupfe ich an meinem linken Ohrläppchen. Unser Geheimzeichen für »Ja«. Ich kann sehen, wie sich seine Schultern senken.

Möglichst unauffällig trete ich an die vier heran und angle nach meiner Tasche. Während ich etwas trinke und mich abwende, um mir den ersten Brocken Schokolade zwischen die Zähne zu schieben, setzt Esper zu einer vollmundigen Rede an, der ich nur mit halbem Ohr lausche. Wichtiger finde ich es, auf den Beinen zu bleiben.

Mit jedem Bissen geht es mir besser. Das Gefühl kehrt in meine Zehen und Finger zurück, und endlich dringt auch Espers Stimme in mein Bewusstsein vor: »... ein paar Minuten, dann sollten wir erste Ergebnisse sehen.«

Da täuscht er sich. Ich brauche mich nicht mal umzudrehen,

ich fühle, dass sich der Himmel in unserem Rücken verdunkelt. Als ich einen Blick über die Schulter werfe, schieben sich die ersten Quellwolken über die Gartenanlage. Alma und die beiden Männer verfolgen, wie Esper unsere Drohne weich im trockenen Gras aufsetzen lässt. Sie sind immer noch nicht auf den Wind aufmerksam geworden, aber jetzt sehen sie sich um. Staunend deutet der Mann, den Alma Albert genannt hat, nach Nordwesten.

»Das glaube ich ja nicht ... Geht das so schnell?«

Während die drei auf den Horizont starren, sucht Esper meinen Blick. Ich nicke.

»Ja, so schnell geht das«, antwortet er. Mit geübten Handgriffen fängt er an, die Drohne zusammenzuklappen. »Wenn wir dann die Bezahlung regeln könnten ... Wir müssen heute noch zu einem anderen Kunden.«

Der Wind fährt in Almas Flatterhose und bauscht sie. Sie dreht sich zu uns um und lächelt, als sie einen Umschlag aus der Innentasche ihrer Weste zieht. Im selben Moment platzt ein Tropfen auf ihrer Schulter. Fasziniert betrachtet sie den dunklen Fleck, der sich auf dem hellgrünen Stoff ausbreitet.

»Bitte sehr«, sagt sie und hält Esper den Umschlag hin, doch sie wirkt abwesend. Der Blick aus ihren blauen Augen rührt mich. Das, was zu mir gehört, seit ich denken kann, ist wie ein Wunder für sie. Und so muss es bleiben, denn was ich kann, darf nie bekannt werden. Ich habe meine Lektion gelernt.

Die Quellwolken haben sich verdichtet, über uns erstreckt sich jetzt eine grau brodelnde Wolkendecke und auf dem Boden und in unseren Haaren zerspringt Tropfen für Tropfen, immer mehr, bis aus dem Tröpfeln ein Klopfen und aus dem Klopfen ein Trommeln wird. Esper, Alma und die beiden Män-

ner reden automatisch lauter, aber ich verliere die Geduld und klappe den Deckel des Koffers zu. Mein Kopf dröhnt. Ich will nach Hause. Ich brauche Ruhe.

Winkend verabschieden uns die Gartenbesitzer am Tor und scheinen zu genießen, dass ihnen der Regen mittlerweile von der Nase rinnt. Eine Minute oder zwei waren die Kinder still, jetzt tauchen ein paar von ihnen auf einem Pfad auf und biegen in den Hauptweg ein. Sie johlen und hüpfen durch den prasselnden Regen, und ich lache auf, als eins von ihnen, ein vielleicht sechsjähriger Junge, sich auf den Boden wirft und die Tropfen mit der Zunge auffängt. Seine Arme und Beine schlagen hin und her, so wie früher, als es noch richtige Winter gab und man im frisch gefallenen Schnee einen Engel zeichnen konnte.

Esper greift nach meinem Arm und will mich weiterziehen, doch etwas Bitteres sticht in meine Nase und lässt mein Lachen einfrieren. Der Druck auf meinen Kopf, den ich eben noch als Erschöpfung abgetan habe, wird zu einem Stechen. Obwohl mir die Tränen in die Augen schießen, ist mein Blick an dem Jungen wie festgeklebt, und ich spüre, wie sich Kälte über meinen Rücken frisst, die nichts damit zu tun hat, dass mir die dünne Bluse mittlerweile am Körper klebt. Ich setze die Brille mit den nassen Gläsern ab, reiße mich von Esper los und stürze durch das Tor zurück in die Gartenanlage.

»Vega!«

Ich ignoriere ihn.

Neben dem Jungen liegt jetzt ein kleines Mädchen und ihr Schreien klingt nicht mehr fröhlich. Genau wie der Junge kreischt sie, als würde ihr die Haut vom Leib gerissen.

Hinter mir fühle ich Espers Körperwärme. Auch er hat jetzt

begriffen, was hier passiert. Die drei Erwachsenen und das dritte Kind stehen mit offenem Mund da und können anscheinend nicht glauben, was sie sehen.

»Los!«, brülle ich. »Wir müssen sie ins Trockene bringen! Suchen Sie sich einen Unterstand! Gehen Sie aus dem Regen!«

Ich weiß nicht, wie viele Menschen meine Anweisungen hören, aber ich hoffe, dass der Rest selbst auf die Idee kommt. Spätestens wenn die Schmerzen beginnen.

Ich erreiche das kleine Mädchen, eine Sekunde bevor sich Esper neben den Jungen kniet, ihn in die Arme nimmt und hochhebt.

»Wohin?«, fragt er, und ich deute auf das blaue Häuschen.

Die junge Frau ist an den Zaun gekommen, öffnet die Pforte und greift nach dem anderen Jungen, der sich widerstandslos mitziehen lässt.

»Schhh«, mache ich, als das Mädchen sich in meinen Armen windet und nach mir schlägt, sodass ich Mühe habe, es durch den trommelnden Regen zu tragen.

»Mach, dass es aufhört! Mach, dass es aufhört!«, kreischt sie immer wieder.

In Alma und die beiden Männer kommt endlich Leben, Yegor und Albert stürzen auf mich zu, um mir das Mädchen abzunehmen. Ich überlasse sie ihnen, und auch wenn meine Haut anfängt zu brennen, die anderen längst in dem blauen Häuschen verschwunden sind und Esper meinen Namen ruft, bleibe ich im Regen stehen und tue, was das Mädchen von mir verlangt hat: Ich lasse es aufhören.

Kaum habe ich damit begonnen, fange ich an zu zittern – ich habe mich von vorhin noch nicht erholt und jeder Regentropfen ist wie ein Wespenstich, giftig und quälend. Doch wenn

das hier nicht zur Katastrophe werden soll, muss ich es beenden.

Aus dem Augenwinkel meine ich, eine Bewegung in einer Laube wahrzunehmen, einen Schatten, der erst auf mich zugeleitet, aber dann zuckend wieder in den Schutz der Überdachung verschwindet. Ich habe keine Aufmerksamkeit für ihn übrig, ich halte mich gerade noch auf den Beinen, während um mich herum der Wind tost und den Regen in wilden Wirbeln gegen meine Beine und meinen Rücken, gegen die Hecken und Zäune presst. Der Druck in meinem Kopf lässt meine Ohren klingeln. Ich beiße die Zähne zusammen, als sich die Säure mein Rückgrat hinabfrisst, ich muss den Schmerz wegdrücken.

Dampf pocht er vor sich hin, während ich den Sturm entfessele. Meine Arme krampfen unter der Wucht, mit der die Luft auf mich trifft, das Heulen in meinen Ohren übertönt jedes andere Geräusch, selbst Espers panische Rufe, aber ich stelle mich aufrechter in den Wind und schicke den vergifteten Regen hinaus aufs Land, weg von diesen Gärten, weg von der Stadt, dorthin, wo er nicht noch mehr Menschen verletzen kann.

Wenigstens hat der Sturm die Leute in die Häuser getrieben, also bin ich die Einzige, die ein paar Minuten später mitbekommt, dass vor dem Tor zu der Gartenanlage zwei Einsatzfahrzeuge der PAO halten. Ich und der Schatten in der Laube.

Die Türen lassen sich im Sturm fast nicht öffnen, doch schließlich stemmen sich Beamte in Schutzanzügen gegen den Wind und steigen aus.

Und ich falle um.

2

Ich wache auf, als mir jemand mit einem feuchten Tuch den Rücken abtupft. Es brennt, aber beinahe sofort lassen die Schmerzen nach. Langsam atme ich aus und lasse den Kopf wieder auf die Pritsche fallen.

»Gleich wird es besser«, sagt eine weibliche Stimme, und ich will ihr recht geben, doch dann lenkt mich die Kälte ab. Ich muss die Zähne zusammenbeißen, damit sie nicht klappern, und meine Fingerspitzen schimmern blau. Als ich mich hochstemmen will, legt sich eine Hand auf meine Schulter und drückt mich sanft zurück auf meine Unterlage.

»Noch nicht«, höre ich die Frau wieder.

Sie breitet eine Decke über mich und ich stöhne beinahe auf vor Erleichterung. Nach ein paar Sekunden ist die Kälte nicht mehr ganz so durchdringend und mein Schlottern geht in ein zahmeres Beben über. Mein Rücken und mein Bauch entkrampfen sich.

Wer ist die Frau? Ich drehe den Kopf, aber sie ist verschwunden. Stattdessen konzentriere ich mich auf meine Umgebung und versuche, mich zu orientieren.

Ich liege auf dem Bauch auf einer Pritsche und bin unter der Decke so gut wie nackt. Nach dem toxischen Regen war das wahrscheinlich nötig, es verstört mich trotzdem, dass ich nicht mitbekommen habe, wie mich die Frau ausgezogen hat. War es

überhaupt die Frau? Wer ist sie? Sie klang anders als die Rosenfrau. Und wo ist Esper?

Mit einem kleinen Schock fallen mir die PAO-Leute wieder ein. Der harte Kunststoff der Pritsche, der scharfe Geruch nach Desinfektionsmittel ... Ein Verdacht keimt in mir und mein Herz beginnt zu rasen. Mühsam drehe ich den Kopf noch ein Stück weiter und erkenne nicht nur den orangen Kittel einer Sanitäterin, sondern auch alle möglichen medizinischen Apparate, Monitore, einen Defibrillator. Strahler an der niedrigen Decke werfen kaltes Licht auf weiße Schränke, unter dem beißenden Geruch des Antiseptikums liegen die dumpfen Ausdünstungen von Gummi. Mein Blick bleibt an einer Packung Einweghandschuhen hängen, die neben einem Beatmungsgerät an der nahen Wand befestigt ist.

Verdammt.

Ein Gesicht taucht neben meinem auf, ein breiter Mund, eine Stupsnase mit Sommersprossen und riesengroße braune Augen. »Hast du noch Schmerzen?«

Ich höre in meinen Körper hinein. Richtig warm ist mir noch immer nicht, aber das Brennen auf meinem Rücken ist beinahe verschwunden. Die Haut spannt, doch auch das wird vorübergehen. Langsam schüttle ich den Kopf.

»Dann auf mit dir«, sagt die stupsnasige Sanitäterin und hält mir die Hand hin.

Irgendwie rapple ich mich so weit hoch, dass sie mich in eine sitzende Position ziehen kann. Die Decke gleitet über meinen Rücken, als ich sie mir vor die Brust zerre, und ich verziehe das Gesicht. Anscheinend ist die Haut dort noch empfindlicher, als ich dachte.

»Du hattest Glück. Du hast richtig was von dem toxischen

Regen abbekommen, aber das wird wieder. In ein paar Tagen merkst du nichts mehr davon.«

Ich nicke. Sie hat recht. Von den Reizungen wird nichts bleiben. Bei mir zumindest ...

Ich räuspere mich. »Wie geht es den Kindern?«

Die Sanitäterin dreht sich zu mir um und hält mir ein Bündel frische Klamotten hin. Einen Moment betrachtet sie mich schweigend. »Das darf ich dir nicht sagen.« Ihr Gesichtsausdruck verheißt nichts Gutes für die beiden, und mein Magen krampft sich zusammen, doch als sie sieht, wie ich die Augen aufreiße, entspannt sich ihre Stirn. »Sie sind auf dem Weg ins Krankenhaus. Sie kommen durch.«

So schlimm ist es? Tränen schießen mir in die Augen und ich beiße mir fest auf die Unterlippe.

»Haben sie Willem verhaftet?«, krächze ich. Das ist die einzige Erklärung, die ich für den Unfall finde: Willem hat sich bei der Dosierung seiner Chems verschätzt.

Der Ausdruck der Sanitäterin wird wieder düster. Sie macht eine ungeduldige Geste mit der Hand, die mir die Kleidung hinhält, und ich nehme die Hose und den Hoodie entgegen. »Dein Freund ist verschwunden.«

»Willem ist nicht mein Freund«, höre ich mich sagen, während mir im selben Moment aufgeht, was hier los ist. Warum Esper nicht bei mir ist. »Willem Ulbricht ist ein Wettermacher«, fange ich an zu erklären. »Er hat den toxischen Regen verursacht. Er hatte drüben in der Baumschule einen Einsatz ... Jemand muss ihn verhaften!«

Ich bin laut geworden und jetzt ist der Blick der Sanitäterin richtig streng. Sie glaubt mir nicht. »Das kannst du der PAO erklären. Los, zieh dich an, sie warten schon auf dich.«